

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus

Band: 60 (1963)

Artikel: Hüttenböschchen : ein gallorömischer Vierecktempel am unteren Ende des Walensees

Autor: Laur-Belart, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hüttenböschchen

Ein gallorömischer Vierecktempel am unteren Ende des Walensees

von Rudolf Laur-Belart

Die historische Pionierarbeit von Fritz Legler-Staub, Lehrer in Ennenda, und die Ausgrabungen der sanktgallischen Forschungskommission Walensee, die in den Jahren 1959—1961 zur Entdeckung von drei früh-römischen Wachtposten in Voremwald, Betlis (Strahlegg) und auf dem Biberlikopf führten¹, lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auf eine vierte Stelle am unteren Walensee, die seit alter Zeit als Fundort römischer Leistenziegel bekannt war (Abb.1). Es ist das Verdienst des Präsidenten des Historischen Vereins des Kantons Glarus, Dr. Eduard Vischer, die ersten Sondierungen Fritz Leglers und seiner Hilfskräfte (drei Kantonsschüler und zwei tüchtige Arbeitskräfte, die die Baudirektion des Kantons Glarus zur Verfügung stellte) im Jahre 1961 und die größere Ausgrabung im Jahre 1962, die unter der Leitung des Schreibenden stand, ermöglicht und zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht zu haben. Die Mittel stellten neben dem Historischen Verein der Kanton Glarus und der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung.

Geographische Lage und Zustand vor der Ausgrabung

Hüttenböschchen ist heute eine abgerundete Erhebung von ca. 50 m Durchmesser und 1,5 m Höhe, die, etwa 100 m vom Westende des Walensees entfernt, sich durch ihren hohen Baumbestand vom umliegenden Ried- und Mattenland abhebt (T. II, a). Sie liegt auf dem Gebiet der Glarner Gemeinde Mollis. Vor der Linthkorrektur von 1807—1816 erscheint die Stelle auf den Plänen als Inselchen inmitten eines versumpften Überschwemmungsgebietes, das durch die dicht daneben aus dem See austretende Maag notdürftig entwässert wurde (T. I). Unsere Profil-

¹ Ur-Schweiz 1959, 3 ff.; 1960, 51 ff.; 1962, 35 ff. — 59. Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus, Glarus 1960, 1 ff.

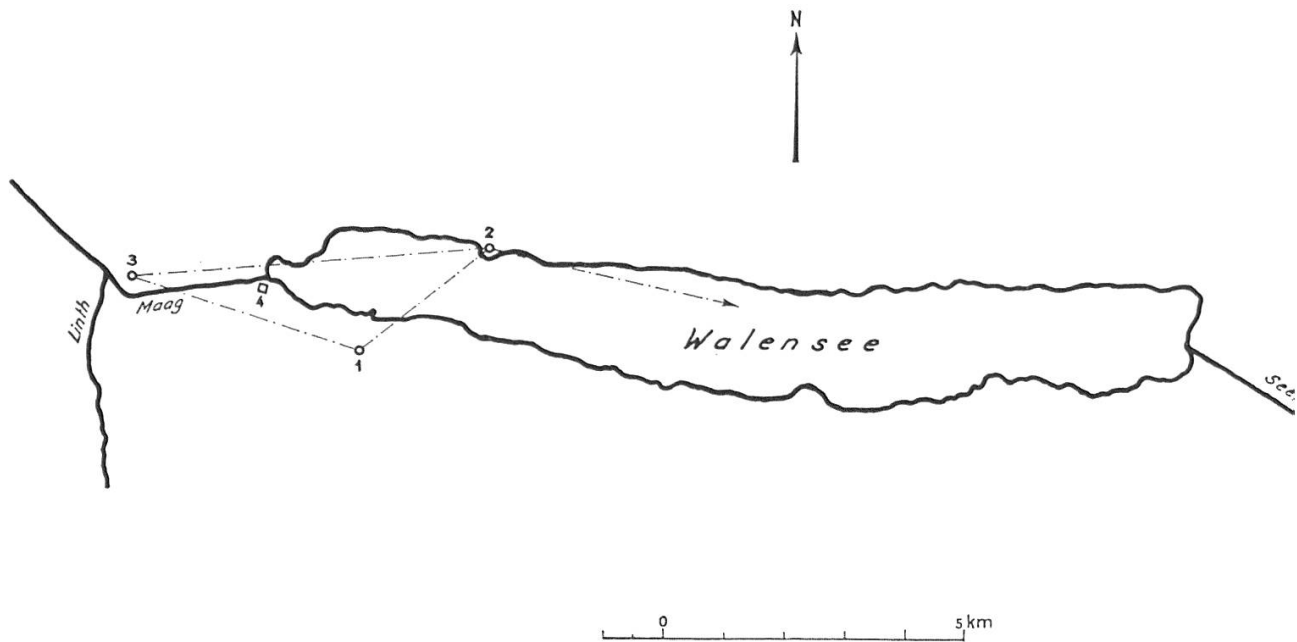


Abb. 1 Hüttenbösch, Lageskizze:

- 1 Frührömischer Wachtposten Voremwald
- 2 Wachtposten Strahlegg
- 3 Wachtposten Biberlikopf
- 4 Tempel auf Hüttenbösch (der Lauf der Maag ist vereinfacht).

schnitte und das geologische Gutachten von Frau Professor Elisabeth Schmid (vgl. unten S. 14f.) haben den Beweis erbracht, daß diese Verhältnisse schon zur Römerzeit ähnlich waren. Das Gelände südlich der «Insel» erhob sich schon damals um mindestens 50 cm über das Niveau der Nordseite, so daß die Stelle, wenn nicht Hochwasser herrschte, von Süden her zu Fuß erreicht werden konnte. Sie befand sich demnach als wenig akzentuierter Vorsprung im südlichen Winkel zwischen See und Ausfluß und gewährte einen freien Ausblick seeaufwärts.

Einer gründlichen Untersuchung stellten sich erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Auf dem Hügel befinden sich zwei Gebäude, das sog. Pulverhüttli, das aus den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts stammt, heute als Ferienhäuschen dient und nicht unterkellert ist, und ein betonierter Unterstand, der in den Boden eingreift und die archäologischen Schichten zerstört hat. Hochstämmige Bäume, eine Pappel, Linden und Eschen breiten ihre mächtigen Wurzeln wie Polypenarme aus und mußten geschont werden. Herr Kantonsförster J. Becker in Ennenda gestattete jedoch in zuvorkommender Weise, eine Anzahl kleinerer Bäume zu fällen und das Buschwerk auszureuten, was beträchtliche Arbeit er-

forderte. Sehr störend war auch ein Entwässerungsgraben, der in neuerer Zeit von Süden nach Norden durch den Hügel gelegt worden ist und mit seinen schrägen Böschungen die archäologischen Schichten in einer Breite von ca. 2 m gestört hat.

Problematisch ist auch die «Quelle», die heute auf dem Hügel zu Tage tritt. Sie führt stark eisenhaltiges, nach Schwefel riechendes Mineralwasser, das die Umgebung braunrot färbt. Der Gedanke, daß diese Quelle den Standort und den Charakter der römischen Anlage bestimmt haben könnte, war bestechend. Er mußte jedoch bald aufgegeben werden. Im Jahre 1942 wurden nämlich in der ganzen Talebene geologische Untersuchungen angestellt; dabei wurde auf Hüttenböschchen auch nach Wasser gebohrt, was in rund 17 m Tiefe zum Erfolge führte. Der heutige Benutzer des Ferienhäuschens, Herr Ledermann, hat, da das Wasser zu wenig sauber war, im Jahre 1961 eine neue Bohrung ausgeführt, die bis auf 25 m Tiefe ging und ein einwandfreies Trinkwasser liefert, das unter Druck etwa 2,5 m über die heutige Oberfläche steigt. Dies und der Mineralgehalt beweisen, daß es kein See-Grundwasser ist, sondern vom Gebirge im Süden herkommt, wo auch andere Mineralquellen zu Tage treten.

Vorgeschichte der Ausgrabung

Treffliche Beobachtungen über unsern Fundplatz finden sich im 7. Band des «Gemälde der Schweiz», erschienen zu St. Gallen im Jahre 1846, in dem Oswald Heer und J. J. Blumer den Kanton Glarus behandeln. Auf S. 264 lesen wir dort:

«Auf der andern Seite der ehemaligen Mag (jetzt Linth), also auf der Glarner Seite, finden sich noch Überreste von Palisaden, ferner war daselbst das Ufer ganz mit Steinen gleichmäßig belegt, welche Belegung wahrscheinlich auch aus alter Zeit herührte. Es wurde nämlich dort zwischen den Steinen, ganz oben aufliegend, eine Münze von Trajan gefunden, und etwas weiter unten eine von Hadrian und ein langer römischer Spieß. Am Ausflusse der ehemaligen Mag aus dem Walensee lag eine kleine Insel, gegenwärtig bekannt unter dem Namen Hüttenbösch. Diese war mit Wohngebäuden besetzt und ringsum von Palisaden umgeben, von welchen eine Reihe in gerader Linie in die Mettlen am Flybach hinlief. Die Überreste eines Estrichbodens, römische Dachziegel und Bruchstücke römischer Töpferwaren, welche hier gesehen werden, lassen keinen Zweifel, daß diese Gebäude, welche auf einem noch sichtbaren Roste von eichenen, buchenen und föhrenen Pfählen ruhten, römischen Ursprungs sind, wie der Umstand, daß sie vor der Linthkorrektur bei unklarem Wasserstande von Wasser bedeckt waren, beweist, daß in damaliger Zeit der Walensee einen niedrigeren Wasserstand hatte als im vorigen Jahrhundert. Der Hüttenbösch stand wahrscheinlich zur

Zeit der römischen Niederlassung in Wesen über das Wasser hervor, er scheint aber auch noch künstlich erhöht worden zu sein, wofür die eckigen Steine sprechen, welche den Gebäuden zur Grundlage dienten.»

Wie nicht anders zu erwarten, hat sich auch *Ferdinand Keller*, der Altmeister der schweizerischen Bodenforschung, in seiner großen Arbeit über «Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz²» mit Weesen und Hüttenbösch beschäftigt. Im ersten Teil spricht er nur kurz von Weesen «mit dem römischen Landungs- und Stapelplatz auf dem sogenannten Hüttenbösch». Im zweiten Teil wird er ausführlicher: «Gegenüber dem jetzigen Städtchen [Weesen], unmittelbar am Ausfluß des Sees, auf einem mit Schilf bedeckten Platze, Hüttenbösch genannt, der bei hohem Wasserstande unter Wasser liegt, findet man römische Dachziegel und beim Nachgraben Gemäuer. Vor ungefähr 25 Jahren [d. h. um 1840, d. V.] bemerkte ich noch einen Rest eines in gleichem Niveau mit dem Seespiegel befindlichen Estrichbodens, ein Beweis, daß der See noch nicht bis zu seiner ursprünglichen Höhe (in römischer Zeit) gefällt ist.» Anschließend erwähnt Keller, daß im Jahre 1850 «unten am Schlöbli» in Weesen ein römisches Grab mit einer Urne, einigen Tränenfläschchen und andern Gegenständen gefunden worden sei, und daß auch beim Ausheben des Linthkanals römische Geräte aus Bronze und Eisen zum Vorschein gekommen seien. Weesen müsse wie Walenstadt zur Römerzeit von Bedeutung gewesen sein.

Ich übergehe andere literarische Erwähnungen unseres Inselchens, da sie nichts Neues beizutragen vermögen, und gehe zu der ersten sorgfältigen Ausgrabung über, mit der *Fritz Legler* vom 24. bis 29. Juli 1961 die Lösung des Rätsels einleitete. Seinem unpublizierten Bericht darf ich die folgenden Angaben entnehmen. Legler stellte sich die Aufgabe, vor allem Einblick in den Schichtenaufbau zu gewinnen. Dazu legte er die Schnitte 1—5 (Plan Abb. 2) an. Knapp zusammengefaßt, erzielte Legler folgende Ergebnisse:

1. Direkt unter einer dünnen Humusschicht ist der Hügel von einer sorgfältig gesetzten Steinkappe überzogen, die sich in eine obere Schicht aus kleinen und eine untere aus großen Kalk- und auch Nagelfluhsteinen trennen läßt.

² Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich XII, 7, 1858—60, 327 und XV, 2, 73.

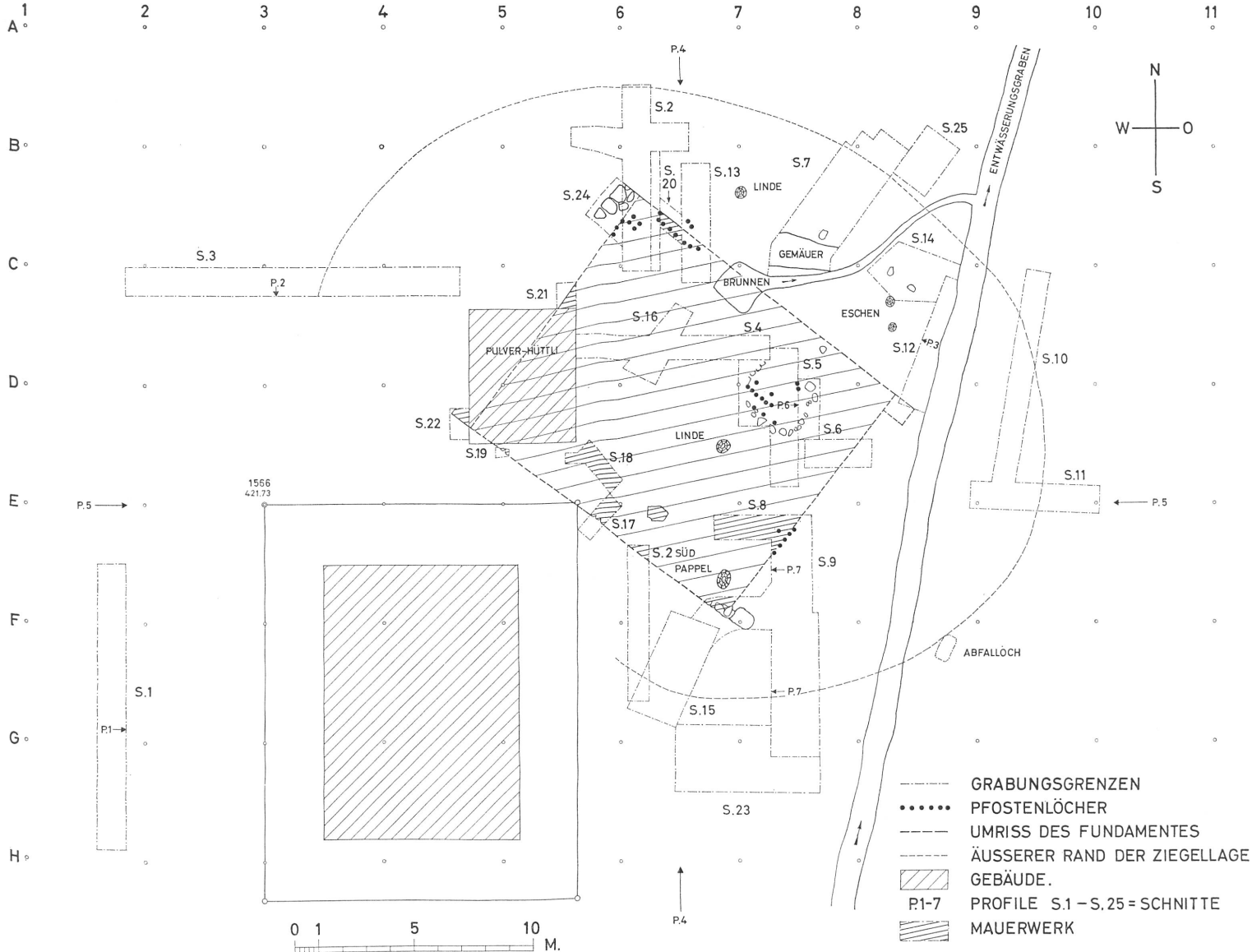
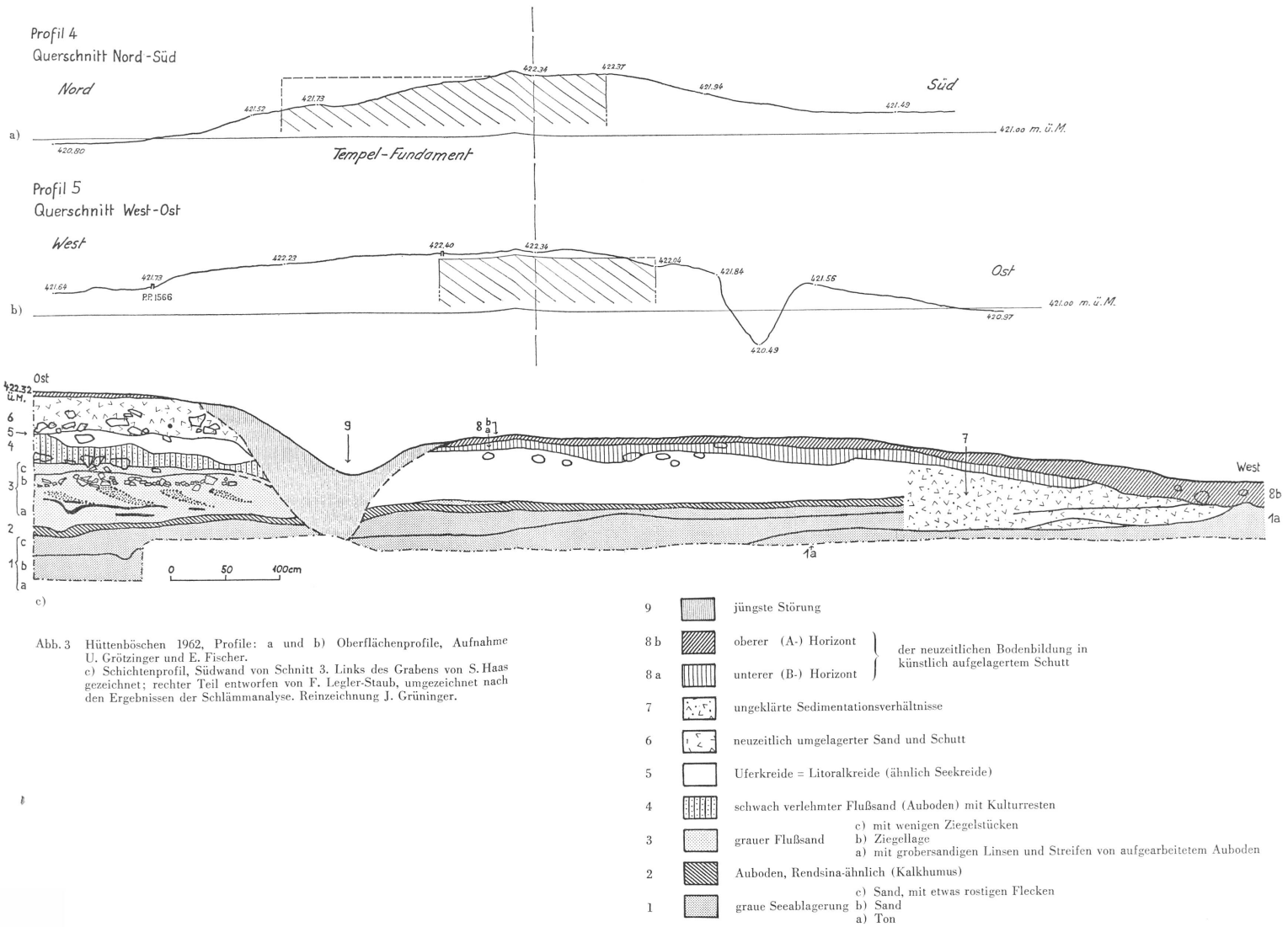


Abb. 2 Hüttenböschchen, Gesamtplan der Ausgrabungen 1961—63. Aufnahmen von Fritz Legler und der Grabungsequipe 1962/63; Ausarbeitung Institut für Urgeschichte, Basel, A. Wildberger.



Berichtigungen zum 60. Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

- S. 16, Z. 4 ff. Der Satz «Dagegen gehört die Randscherbe eines Tellers aus Terra sigillata Dr. 18 ins 2. Jahrhundert n. Chr. Geb.» ist zu streichen.
- S. 23, Z. 17 von unten: Statt «Statuen-Inschriften» ist zu lesen «Inschriften».
- S. 33, (Spalte rechts), Strophe 45, Z. 4: Das letzte Wort muß richtig lauten: gsin.
- S. 125, Editionsregeln, Alinea 3: Die letzten Worte lauten richtig: Schriftproben ... finden sich auf den Seiten 147, 149 und 156.
- S. 176. Bei *Jahrbuch 59* ist die Preisangabe zu ergänzen: Fr. 8.50.
- S. 177. Der letzte Satz ist folgendermaßen zu präzisieren:
Mitglieder erhalten bis auf weiteres je *ein* Exemplar unserer Publikationen zum halben Preise. Bestellungen, die auf diese Vergünstigung Anspruch machen, sind an das Präsidium des Vereins, Landesarchiv, Glarus, zu richten, während der normale Vertrieb unserer Publikationen nach wie vor einzig durch unseren Kommissionsverlag E. Baeschlin, Glarus, besorgt wird.

schen Vereins zu folgen und in den Sommerferien 1962 mit einer Auswahl fortgeschrittener Studenten und zwei tüchtigen italienischen Erdarbeitern ans Werk zu gehen. Es beteiligten sich daran die Studenten Max Martin von Lausen BL, Anton Lüthy von Bern und Eberhard Fischer von Heidelberg, die Studentinnen Susanne Haas von Olten und Annette Tüller von Liestal, der Maturand Uli Grötzingen von Basel und die Italiener Michele Mariano und Carmine Gialluca von der Firma C. Altmann, Steinindustrie, in Weesen. Als freiwillige Helfer stellten sich zeitweise die Herren Fridolin Freuler von Niederurnen und Christian Zindel von Hof-Oberkirch zur Verfügung. Auch Herr Fritz Legler wirkte mehrmals aktiv an der Grabung mit. Diese begann am 23. Juli und sollte am 4. August schließen, mußte aber mit reduziertem Bestand bis zum 8. August verlängert werden, da sich die erhofften Resultate, wie so oft, erst in den letzten Tagen einstellten. Ja, während der Ausarbeitung des Berichtes erwies es sich als wünschenswert, noch einige kleine Nachsondierungen vorzunehmen, weshalb sich der Schreiber am 5. Oktober 1962 mit einem Erdarbeiter nochmals auf den Platz begab und die Herren Fridolin Freuler und Christian Schindler von Niederurnen im Juli und August 1963 während einiger Tage nach meinen Anweisungen gruben. Am 2. August setzten wir mit der erfolgreichen Aufdeckung der Nordwestecke der Anlage einen vorläufigen Schlußpunkt hinter unsere Untersuchung.

Der Gang der Arbeit verlief so, daß wir zunächst im Anschluß an den Polygonpunkt 1566 und die vorhandenen Marksteine ein Quadratnetz von 5 zu 5 m über den Hügel legten (Plan, Abb. 2) und dessen Schnittpunkte nach dem Koordinatenprinzip mit Buchstaben und Zahlen bezeichneten. Dann versuchten wir mit Gräben (Schnitten) die Steinkappe und die Ziegelschicht, soweit es die Bäume und Gebäude zuließen, weiter zu verfolgen und abzugrenzen. Bald erwies es sich als notwendig, größere Flächen freizulegen, so daß schließlich der ganze Teil des Hügels vom Entwässerungsgraben bis zum Brunnen und von den zwei Eschen hinauf bis zur Pappel abgeschabt und geputzt war, ohne daß zunächst irgend eine Bauform oder Mauerzüge zu erkennen gewesen wären (T. II b). Es zeigte sich, daß die aus Kalksteinen und einzelnen Nagelfluhbrocken bestehende Steinsetzung oben, von S. 8 bis zu S. 18 (Plan Abb. 2) sehr dicht gelegt und mit Mörtel gebunden ist, während gegen Norden zwar immer wieder Mörtelreste zwischen den Steinen festzustellen sind, diese selbst aber in zunehmendem Maße aus dem Verband geraten sind, als ob sie ins Rutschen geraten wären (T. II c). Sehr zu schaffen machte uns

anfänglich eine Stelle bei S. 4 und 5, wo die Steinsetzung vollkommen fehlte (T. III a). Wir glaubten, daß sie mit der gesuchten Form des Bauwerkes zusammenhänge. Als wir jedoch im zweiten Teil der Grabung in der Sandschicht unter der Steinsetzung *Pfostenverfärbungen* entdeckten, die sich horizontal als hellbraune Flecke und, vertikal geschnitten, als spitz zulaufende Streifen zu erkennen gaben, wurde uns klar, daß der Boden unter dem Bau offenbar in seiner ganzen Ausdehnung gepfählt worden war. Da diese Pfählung sich auch an der Stelle ohne Steinsetzung vorfand, lag der Schluß nahe, daß wir hier auf eine der in den zitierten älteren Berichten erwähnten Ausgrabungen gestoßen waren, bei der die Steine herausgerissen worden waren.

In S. 9 bemerkten wir zum erstenmal, daß die Pfähle in Reihen und zwar schräg zu unserem Meßnetz lagen. Wir verfolgten die Linie nach Nordosten weiter, indem wir die Steinkappe bei S. 6 abbauten, und in kurzer Zeit hatten wir eine aus großen Steinen wohlgefügte Flucht herauspräpariert (T. III b). Nun war zu erkennen, daß die von F. Legler beobachtete obere Schicht aus kleinen Steinen nichts anderes als der letzte Rest des Abbruchschuttes ist, der sich im Laufe der Zeit gleichmäßig über den Hügel und die *Fundamentplatte*, wie ich die gemörtelte Steinsetzung nun nennen möchte, hinaus verbreitert hat. So schwer es war, auf der Nordseite eine saubere Kante zu finden, weil die Steinsetzung, wie oben ausgeführt, hier maagwärts in Bewegung geraten ist, so leicht hatten wir es auf der Südwest-, also auf der Landseite. Zunächst legten wir bei Punkt F 7 die aus großen Blöcken sauber gefügte Südostecke frei, die durch einen mächtigen Kalkblock gegen Südost verstärkt war (T. III c). Dann erschien in S. 17 die gemauerte Flucht mit aller wünschbaren Klarheit, während wir in S. 18 nichts als die solid gemauerte Steinsetzung trafen. In letzter Stunde setzten wir am 4. August 1962 noch die kleine Sondierung S. 19 an, die wegen eines betonierten Sitzplatzes nicht erweitert werden konnte, und stellten wenigstens zwei in der Flucht liegende, festgemörtelte Steine fest, die unter das Pulverhüttli wiesen.

Um über die Nord- und Westfront endgültige Klarheit zu gewinnen, ließ ich am 5. Oktober 1962 S. 20 zwischen S. 2 und S. 13 öffnen und fand hier vier Pfostenverfärbungen, die sich in ihrer Flucht von West nach Ost aufs beste in die Anlage einfügten, und darüber einen letzten Rest der gemauerten Steinsetzung mit Kante, die von der Südkante in S. 19 zwölf Meter entfernt ist. Damit wurde klar, daß die Fundamentplatte nicht quadratisch gewesen sein kann, sondern nach Westen weiterlief.

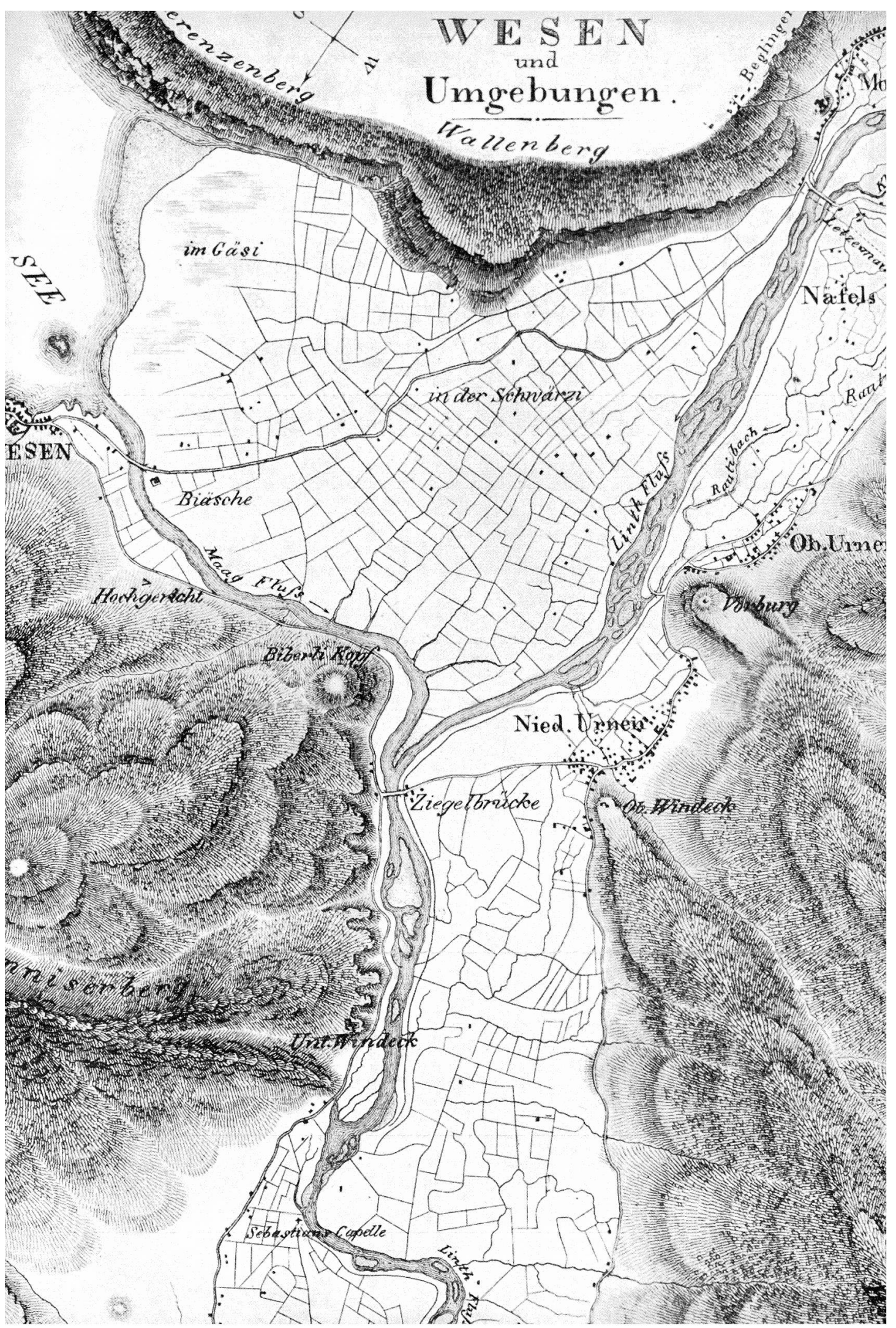
Deshalb öffneten wir an der Nordostecke des Pulverhüttlis S. 21 und hatten das Glück, die massiv gemauerte Westkante der Fundamentplatte zu finden. Nun waren die Ausmaße der Platte mit $13,5 \times 12$ m festgelegt.

Doch es folgte nochmals eine kleine Überraschung. Zu meiner Sicherheit wollte ich in S. 22 auf der Westseite des Pulverhüttlis auch noch die Südwestecke der Fundamentplatte fassen. Zwar erschien die Südkante in der gewünschten Flucht, aber sie lief weiter und bildete erst 1 m weiter westlich die gesuchte, und zwar gemauerte Ecke. Die Lösung des Rätsels ergab sich aus der Überlegung, daß wir an der Südostecke ja bereits eine vorspringende Eckverstärkung gefunden hatten, die demnach auf der Westseite ihre symmetrische Parallele fand. Daraus erwuchs die Forderung, nochmals an die Nordfront zurückzukehren und zu prüfen, ob sich dort, obwohl sich die Fundamentplatte gegen Norden aufgelöst hatte, noch Spuren einer weiteren Eckverstärkung erhalten hätten. Am 2. August 1963 machten wir uns mit Herrn Fridolin Freuler und Herrn Kaspar Schindler ans Werk und hatten zu unserer großen Freude einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Wir fanden in S. 24 zwei große, plattenförmige Kalksteine von 60×60 cm und 30—35 cm Dicke, horizontal auf den Flußsand und mit einer geraden Kante exakt in die Westflucht der Fundamentplatte verlegt (T. III d). Nordwärts, also gegen die Maag, zeichnete sich im Sand eine Unterlage aus kleineren Steinen als Eckverstärkung ab, südwärts lag ein weiterer, kleinerer Kalkstein in der Flucht. Vom Mauerwerk der Fundamentplatte waren hier, hart neben S. 2, gerade noch zwei Steine in situ vorhanden und daneben, in der gewünschten Flucht, drei Pfostenlöcher mit einem Abstand von rund 40 cm.

Gestützt auf diesen Befund nehme ich an, daß auch an der vierten Ecke auf der Nordostseite, die durch den Entwässerungsgraben gestört ist, eine nach Osten vorspringende Eckverstärkung zu ergänzen ist.

Ein weiteres Problem stellte sich in S. 7. Im Südteil des Schnittes stießen wir auf eine recht kompakte Steinanhäufung, die zugehauene Quadersteine und einen zugesägten Tuffstein enthielt. Dazwischen fand sich viel Mörtel. Die Südkante dieser Packung bestand aus einer Flucht größerer Steine, während der Nordteil mehr oder weniger abgerutscht war und sich über die Ziegelschicht gelegt hatte. Ein besonders schöner Eckquader ist auf Plan Abb. 2 über dem R des Wortes Gemäuer eingezeichnet und auf T. IV a zu sehen; einen zweiten zeigt T. IV b. Er ist mit dem Spitz Eisen tadellos zugerichtet. Zunächst waren wir überzeugt, die Reste einer Quaimauer gefunden zu haben. Als wir aber auf der Südseite

WESEN und Umgebungen. Wallenberg



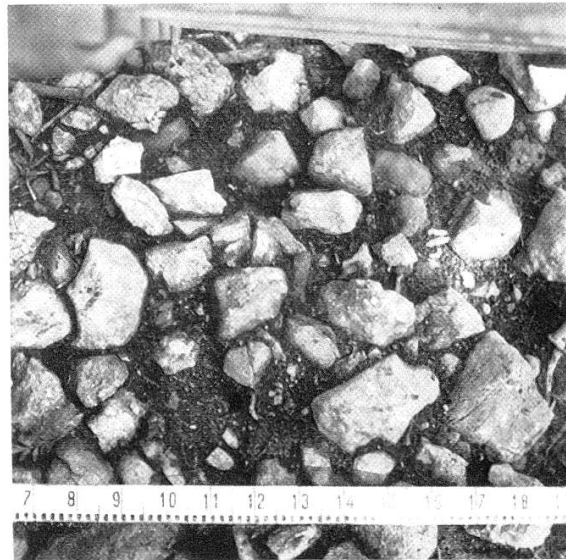
Tafel II



a) Hüttenböschchen von Osten im Jahre 1962. Die Geländesenke nach rechts deutet das alte Maagbett an.



b) Ausgrabung 1962 von Nord; vorne Schnitt 7, im Hintergrund die freigelegte Steinkappe.



c) Beispiel der unteren Steinlage.

Tafel III



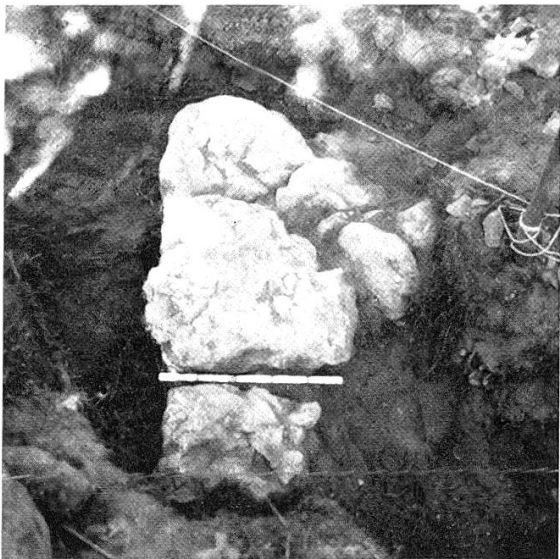
a) Schnitt 5 von Nordost; vor dem Meter sind die Pfostenverfärbungen schwach zu erkennen.



b) Schnitt 8 bis 6 von Südwest; Ostkante der Fundamentplatte.



c) Südostecke der Fundamentplatte mit vorgelagertem Block, von Südwest.



d) Nordwestecke in S. 24 von Südwest; vorgelagerte Blöcke.

Tafel IV



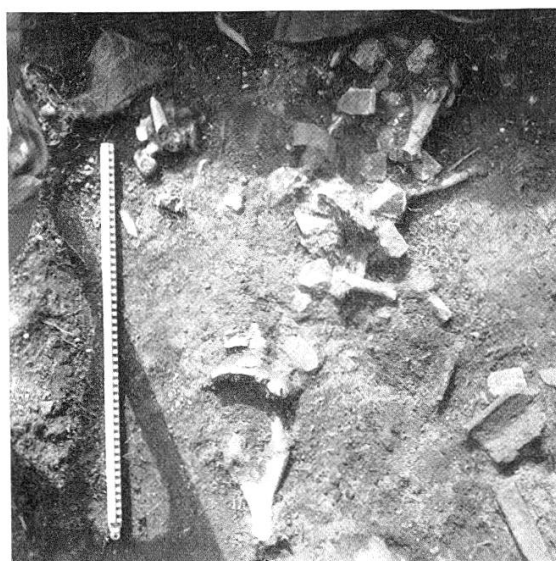
a) Schnitt 7 von Nordost; vorne Ziegelschicht, hinten Bautrümmer.



b) Kalksteinquader aus S. 7, mit dem Spitz-eisen bearbeitet (weiße Retouchen).



c) Schnitt 7, Detail der Ziegelschicht, von oben; lockere Lagerung.



d) Schnitt 9, Südteil; Knochen von Hirsch und Elch zwischen einzelnen Ziegelstücken.

Alle Photographien von R. Laur-Belart

in S. 15 ein ebenso kompaktes Gemisch schrägliegender Bausteine und Mörtel und dahinter die solid gemauerte Südkante der Fundamentplatte gefunden hatten, wurden wir uns bewußt, daß es sich an beiden Stellen um nach außen gestürztes Mauerwerk und Abbruchschutt handelt.

Was nun die *Ziegelschicht* anbetrifft, so ist zu sagen, daß auf der Fundamentplatte selbst Ziegelbruchstücke nur in geringer Anzahl vorkamen. Dagegen fanden wir sie, in Bestätigung der Beobachtungen F. Leglers, in den Schnitten 7, 10, 11, 12, 14 und 15, teilweise auch in 9. Sie fehlten vor allem in der Böschung des Südteiles des Entwässerungsgrabens. Die gestrichelte Linie auf dem Plan Abb. 2 bezeichnet die sowohl von uns als auch von Legler festgestellte Ausdehnung der Ziegelschicht.

Besonders gut konnten die Ziegelreste in S. 7 freigelegt und beobachtet werden (T. IV a und c). Hier gelang es sogar, einen ganzen Hohlziegel zu bergen. Auch sonst lagen so viele große Hohlziegelfragmente neben großen Bruchstücken von Leistenziegeln auf und auch in der Flußsand-schicht, daß die anfängliche Deutung einer absichtlichen Planierungsschicht am Rande der Insel aufgegeben werden mußte. Es kann sich um nichts anderes als um die nach außen abgerutschte Bedachung des Gebäudes handeln, die in der Uferzone der Maag besonders gut erhalten geblieben und vom Wasser stellenweise auch verschleppt worden ist. Ich glaube nicht, daß man aus dem Fehlen der Ziegelschicht auf der Ostseite Schlüsse auf die Form des Daches ziehen darf. Es ist ohne weiteres möglich, daß beim Zerfall des Gebäudes nur einzelne Partien des Daches abrutschten, andere aber in sich zusammenbrachen oder von Menschenhand abgedeckt wurden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Feststellungen früherer Beobachter, so sprechen sowohl Oswald Heer wie Ferdinand Keller von Dachziegeln, einem Estrichboden, einem Pfahlrost und Palisaden. Unsere Ausgrabung hat diese Beobachtungen bestätigt und präzisiert. Auch Kellers Ausdruck «Gemäuer» dürfte sich auf unsere «Fundamentplatte» beziehen. Wenn Oswald Heer ferner von Palisaden und Steinbelag am Glarnerufer spricht, so ist es wohl möglich, daß zu seiner Zeit eine solche Uferverbauung der alten Maag in einer gewissen Entfernung von Hüttenböschchen noch sichtbar war. Die Erwähnung von je einer Münze der Kaiser Traian und Hadrian (98—138 n. Chr.) paßt aufs beste zu unserer Datierung (vgl. unten S. 21 f.).

Die geologische Untersuchung

In historischer Zeit, bis zum Bau des Linthkanals, lag Hüttenbösch als Inselchen im Walensee, dem Ausfluß der Maag vorgelagert. Ob dies auch schon zur Römerzeit so war, oder ob damals das Seeufer und der Ausfluß der Maag anders verlaufen sind, wußte man bisher nicht. Die Deutung der Anlage kann aber nur gewinnen, wenn sich ermitteln läßt, ob sie einst auf einer Insel im See oder auf einer kleinen Erhebung inmitten einer sumpfigen oder trockenen Ebene nahe dem Seeufer oder dem Maagfluß gestanden hatte. Da keine schriftlichen Quellen darüber bestehen, konnte nur die geologische Prüfung der Sedimente Auskunft geben. Hierfür hat die Grabungsleitung in entgegenkommender Weise den Schnitt 1 außerhalb des Fundareals angelegt und den Schnitt 3 vom Fundbereich aus bis in die Niederung hinaus verlängert, ihn zudem an seinem Ostende bis unter den Grundwasserhorizont eingetieft. Probenreihen aus diesen Profilen sowie aus dem Schnitt 5 und mehrere Einzelproben aus anderen Schnitten sollten zur Antwort führen.

Um lokale Vergleiche mit Sedimenten des Walensees, der Linth, der Maag und der nördlichen Zuflüsse zu gewinnen, hat Frl. cand. phil. Irmgard Grüniger an verschiedenen Stellen dieses Gebietes Proben genommen. Frl. Grüniger führte auch alle Analysen im Laboratorium aus. Die Ergebnisse werden an anderer Stelle in einem gemeinsamen geologischen Bericht ausführlich dargelegt werden. Hier sei mit wenigen Worten das Wichtigste für Hüttenbösch mitgeteilt.

Das Profil der Südwand von Schnitt 3 auf Abb. 3c gibt links des durch eine neuzeitliche Störung entstandenen Grabens den Schichtenaufbau von Hüttenbösch klar wieder, während der rechte Teil die Sedimentation des Umlandes zeigt.

Das Ausgangsmaterial aller sandigen Ablagerungen im Bereich von Hüttenbösch stammt aus dem Einzugsbereich der Linth. Erst schüttete die Linth zumindest einen Teil ihres Wassers in den See, dessen Ufer damals viel weiter westlich verlief als später. In unserem Bereich lagerte sich dadurch feiner, grauer Sand ab (Schicht 1a, b, c) der in der untersten Lage (1a) sehr fein, in den beiden oberen (1b, c) etwas grobkörniger ist. Danach muß das flache Seeufer sehr rasch verlandet sein. Die weite, nun frei liegende Sandfläche besiedelten Pflanzen, die den obersten Teil des Seesandes in einen humusreichen, kalkhaltigen Boden («Rendsina-ähnlicher Auboden») verwandelten. Nach Kubiëna⁴ entstehen solche Böden auf kalkhaltigem Sand, wenn die Fläche bei Hochwasser häufig von Wasser überflutet wird und in Trockenzeiten an extremem Wassermangel leidet. Der starke Wechsel des Wasserstandes des Walensees und damit auch seines nahe an Hüttenbösch vorbeiführenden Abflusses, der Maag, schaffte solche Bedingungen.

Einmal aber muß die Maag mit großer Gewalt über die Ufer getreten sein. Dabei arbeitete sie vom Ufer her den Auboden und den Sand auf und legte einen Teil davon als flachen, 60—80 cm hohen Rücken auf die Aue. Humusfetzen und grobkörnige Sandlinsen im feineren Sand mit der für Flußsand charakteristischen Korngrößenverteilung kennzeichnen diese Schicht 3.

⁴ W. L. KUBIËNA, Bestimmungsbuch und Systematik der Böden Europas. Stuttgart 1953, S. 159—160.

Jetzt ragte diese flache Sanderhebung wohl auch bei Hochwasser aus der Aue heraus. Pflanzenwuchs leitete darauf eine schwache Bodenbildung ein und machte den Punkt durch Buschwerk noch markanter. Dieser Platz, etwas abgehoben von der zeitweise trockenen, dann wieder etwas überschwemmten Aue, regte offenbar zum Bauen an. Unter dem Sockel des Gebäudes blieb der zuvor gebildete, noch wenig entwickelte Boden erhalten. Außerhalb hingegen war der Sandhügel offenbar von Pflanzenwuchs gereinigt worden, sodaß der Boden am Rand des flachen Hügels abgewaschen wurde. Deshalb fielen die Ziegel bei der Zerstörung in den weichen Sand (Schicht 3b und 3c). Vom Gebäude her breitete sich danach — in unserem Profil (Abb. 3c) von Osten her nur 2 m weit — der mit kleinen Bauresten durchmischte, unter dem Dach des Bauwerkes wohl erhalten gebliebene alte Boden des Sandhügels aus (Schicht 4). Vielleicht kam durch Wiederbesiedlung mit Pflanzen neue Bodenbildung hinzu. Diese kann jedoch nicht lange gedauert haben; denn ein voll entwickelter Boden ist nicht vorhanden.

Dann aber — der Zeitpunkt läßt sich nicht ermitteln — ist das Wasser des Walensees so sehr angestiegen, daß es nun wieder für dauernd diese ehemalige Aue überdeckte. Jetzt bildete sich in der ruhigen, flachen Uferzone die durch starke Kalkbildungen und zahlreiche Mollusken gekennzeichnete Schicht 5, die nach Groschopf⁵ als «Uferkreide» oder «Litoralkreide» bezeichnet werden muß. Dabei wurde der Seeboden um die kleine Insel Hüttenböschchen herum etwas aufgehöhht.

Als durch die abgeschlossene Linthkorrektur der Spiegel des Walensees wieder sank, scheinen gewisse Strömungen um die Insel herum an manchen Stellen die Uferkreide und auch tiefere Schichten erodiert zu haben. Deshalb reicht die neuzeitliche Bodenbildung im Westteil des Schnittes 3 (Abb. 3c) in der Senke bis in den Seesand hinab.

Zusammenfassend gilt demnach, daß das Gebäude auf einen flachen Hügel gebaut wurde, der sich nur wenig über der Maag-Aue erhob. *Elisabeth Schmid*

Die Kleinfunde

Auch bei unserer Ausgrabung stellten sich die Kleinfunde in betrüblicher Dürftigkeit ein. Unser Prunkstück ist der große konische Becher aus Lavezstein aus dem Südteil des S. 7, von dem so viele Scherben zum Vorschein kamen, daß er weitgehend ergänzt werden konnte (Abb. 4). Er war ca. 18 cm hoch und zeigt zwischen Horizontalrillen, die in 5 Streifen angeordnet sind, eine gekerbte Leiste mit Griffknubbe. Die Kerbung ist so entstanden, daß die Leiste, welche in der Höhe der Knubbe aus dem Stein herausgedreht worden war, von Hand mit einem scharfen Instrument abgearbeitet wurde. Zu beachten ist ferner, daß der Boden bedeutend dicker ist als die Wand. Diese Einzelheiten kommen genau so beim

⁵ P. GROSCHOPF, Die postglaziale Entwicklung des Großen Plöner Sees in Ostholstein auf Grund pollenanalytischer Sedimentuntersuchungen, in: Archiv für Hydrobiologie 30, 1936, 1—84. Zitierte Stelle S. 29.

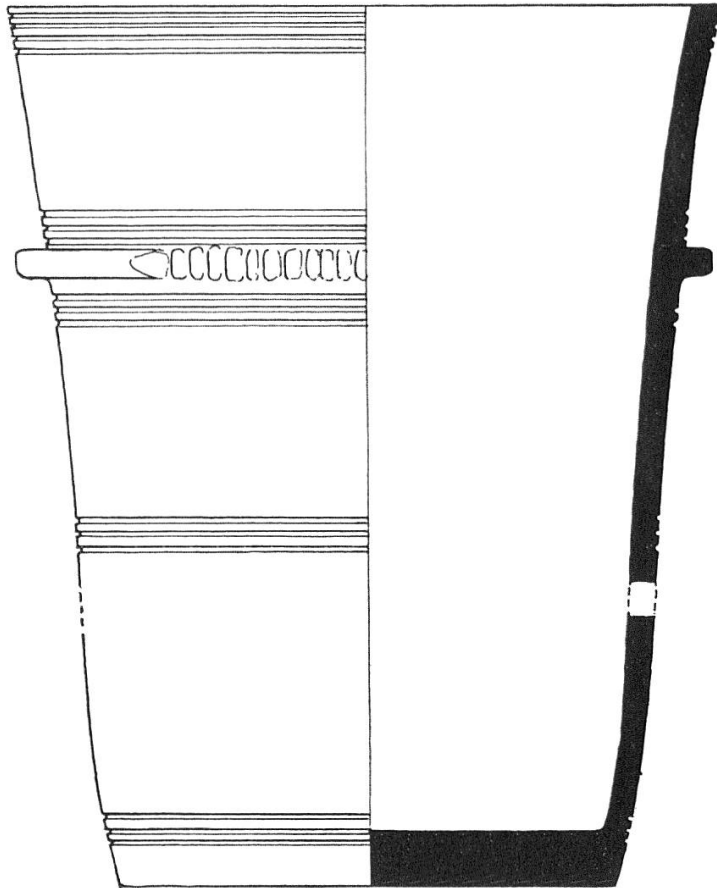


Abb. 4 Hüttenböschchen: Becher aus Lavezstein 1:2. Zeichnung E. Trachsel, Augst.

«hohen Steilbecher» vor, der im Typenschatz des spätrömischen Kastells von Schaan an erster Stelle steht⁶. Elisabeth Ettliger datiert die Hauptmaße der Funde Schaans in die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. Unseren Becher dürfen wir demnach ins 4. Jahrh. n. Chr. setzen. Dagegen gehört die Randscherbe eines Tellers aus Terra sigillata Dr. 18 ins 2. Jahrhundert n. Chr. Geb. Ein Ring, die Agraffe und das Messer (Abb. 5), alle aus Eisen, können weder zur Zweckbestimmung des Gebäudes noch zur Datierung etwas beitragen.

In Massen sind, wie bereits ausgeführt, die Ziegelfragmente vorhanden. Sie sind es ja vor allem, die die Altertumsfreunde immer wieder

⁶ E. ETLINGER, Die Kleinfunde aus dem spätrömischen Kastell Schaan, in Jahrbuch des Hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, 59, 1959, 227 ff., insbesondere S. 256 ff. und T. 4.

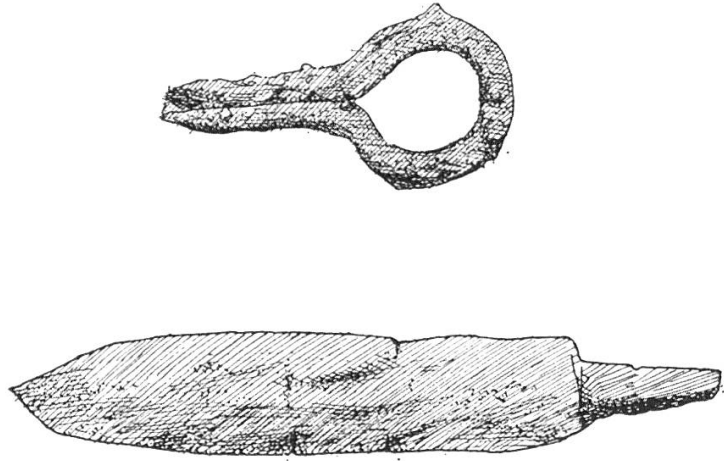


Abb. 5 Hüttenböschchen: Agraffe und Messer aus Eisen, 1:2. Zeichnung E. Trachsel

nach Hüttenböschchen gelockt und zum planlosen Graben angeregt haben. In Weesen und andernorts finden sich solche Ziegelstücke in Privatbesitz. Die Leistenziegel fallen durch ihre Massigkeit auf, was ein Zeichen dafür ist, daß sie aus der Blütezeit der römischen Epoche stammen. Ihre Größe kann auf ungefähr 41×34 cm rekonstruiert werden. Einige andere, wahllos herausgegriffene Maße: Dicke des Ziegels 2,5; 3,5; 4 cm; Dicke des Leistes: 3; 3,5; 4 cm; Höhe des Leistes außen: 5; 5,5; 6,5 cm. Der Ausschnitt des Leistes ist immer eckig, Stempel kommen nicht vor, die Handmarke besteht, soviel beobachtet werden konnte, nur aus einem Bogen. Der ganze Hohlziegel aus Schnitt 7 mißt 14,5 cm in der Breite und 40,5 cm in der Länge.

Erfreulich zahlreich sind Tierknochen zum Vorschein gekommen. Sie häuften sich auffallend an der Südostecke des Gebäudes, in den S. 9 und 23, also auf der Landseite (T. 4 d); Herr Fridolin Freuler hat sich um die Bergung dieser Funde besonders verdient gemacht. Frau Prof. E. Schmid von der Universität Basel verdanken wir folgenden Bericht über ihre Bestimmungsarbeit:

Die Tierknochen

Nur in wenigen Schnitten wurden Tierknochen angetroffen: vereinzelt lagen sie in den Schnitten auf der Nordostseite des Gebäudes, zahlreich hingegen im Bereich außerhalb der Südostecke. Ob diese Häufigkeit gegen die Front des Bauwerkes zu anhält, das zu entscheiden verhindert leider der Entwässerungsgraben.

Von den etwa 100 Knochen und Knochenbruchstücken waren 75 bestimmbar. Sie verteilen sich in den beiden Regionen auf folgende Tierarten:

	Nordostseite (S. 7, 10, 13)	Südostecke (S. 9, 15, 23)	Zusammen
Pferd	2	23	25
Hirsch	3	27	30
Elch	2	17	19
Bär	—	1	1

Wie vielen Individuen diese Knochenreste angehören, kann nicht sicher ermittelt werden. Auf der Nordostseite stammen die Reste zumindest von 2 Pferden und je einem Hirsch und Elch; vor der Südostecke hingegen sind von diesen Tieren mindestens je 2 Individuen vertreten. Die *Pferdereste* unterscheiden sich stark in der Größe: während einige wenige Knochen ein auffallend großes Pferd anzeigen, stammen die meisten, vor der Südostecke gefundenen, von einem kleinen Pferd, wie es in römischer Zeit allgemein verbreitet war. Von diesem Tier wurde ein rechtes Vorderbein vom Ellbogengelenk an bis zum Huf in situ gefunden, war also noch im Sehnenverband eingebettet worden.

Schädelknochen liegen nur vom *Hirsch* vor, und zwar der Gehirnschädelteil, wobei auf den Stirnbeinen die Rosenstöcke sitzen mit dem untersten Teil des Geweihs. Aber an beiden Teilen sind die Stange und der Augsproß deutlich abgeschnitten. Da auch an einer andern Stelle ein Rosenstock mit Geweihansatz gefunden worden ist (Schnitt 10), waren die Hirsche hier offenbar in der Zeit vom Spätsommer bis zum Spätwinter getötet worden.

Die vielen *Elchknochen* verdienen besondere Beachtung. Wenn auch in Pfahlbaustationen und in alluvialen, nicht näher datierbaren Moorfunden der Schweiz der Elch nicht allzu selten ist,⁷ ist er aus römischer Zeit nur von zwei Orten gemeldet worden⁸: Zwei Reste stammen aus dem Lindenhof in Zürich und ein einziges Bruchstück aus dem spätrömischen Kastell Schaan. In ganz Süddeutschland ist der Elch nachneolithisch nur aus dem (Spätlatène-) Oppidum von Manching bekannt⁹. Die zahlreichen Reste von Hüttenböschchen, die mindestens von zwei Individuen stammen, sollen deshalb in einer gesonderten Untersuchung gewürdigt werden. Hier sei nur festgehalten, daß die weite Auendlandschaft westlich des Walensees zur Römerzeit dem Elch günstige Lebensbedingungen bot.

⁷ Literatur zuletzt zusammengestellt durch H. HARTMANN-FRICK, Die Tierwelt des prähistorischen Siedlungsplatzes auf dem Eschner Lutzengüetle, Fürstentum Liechtenstein, in Jahrbuch des Hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, 59, 1959, 5—223, Vaduz 1960.

⁸ F. E. WÜRGLER, Die Knochenfunde aus dem spätrömischen Kastell Schaan, in Jahrbuch des Hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, 58, 1958, 3—30, Vaduz 1959.

⁹ J. BOESSNECK, Zur Entwicklung vor- und frühgeschichtlicher Haus- und Wildtiere Bayerns im Rahmen der gleichzeitigen Tierwelt Mitteleuropas. — Studien an vor- und frühgeschichtlichen Tierresten Bayerns, II, München 1958.

Der einzige Knochen vom *Bär*, ein Oberarmknochen, ist am oberen Ende vermordert. Schnittspuren sind daran nicht erkennbar.

Obwohl ein großer Teil der Knochen sehr stark angewittert war, ließen doch einige der Bruchstücke deutlich erkennen, daß sie schon vor ihrer Einbettung zer schlagen worden waren, also Mahlzeitresten entsprechen. Da hier aber kein einziger Knochen von den für die Nahrung sowohl der Gallier wie auch der Römer üblichen Haustieren — Rind, Schwein, Schaf, Ziege — stammt, kann es sich nicht um die Mahlzeitreste eines Wohnhauses handeln. Vielmehr ist hier an Reste des Opfermahles zu denken.

Zum Abschluß sei noch erwähnt, daß auch ein *Menschenknochen* vor der Südost-ecke des Bauwerkes gefunden worden ist, leider nur ein Mittelstück des Oberarmknochens mit abgewitterten Rändern. Es muß offen bleiben, ob dieser Knochen auch Menschenopfer anzeigt.

Elisabeth Schmid

Auswertung des Fundbestandes

Die Ausgrabung hat an Mauerwerk also nichts anderes ergeben als eine Fundamentplatte von $13,5 \times 12$ m Ausdehnung mit Eckvorsprüngen gegen Osten und Westen. Es fehlen irgendwelche Maueranschlüsse nach außen oder Reste von aufgehendem Mauerwerk im Innern. Trotzdem dürfte die Deutung nicht schwer fallen. Eine Lände (Landestelle) kommt nicht in Frage; denn diese müßte an der Bergseite, also am besten beim heutigen Weesen und nicht mitten im Überschwemmungsgebiet gesucht werden. Es müßten auch eine solide Quaimauer und größere Lagerhäuser vorhanden sein. Ein einfaches Wohngebäude oder gar eine kleine Villa rustica fallen ebenfalls schon wegen der Lage außer Betracht. Diese hätten sicher auch mehr Haushaltsabfälle hinterlassen. Andererseits beweisen die enge Pfählung des Baugrundes und die solide Fundamentplatte, daß das gesuchte Bauwerk ein erhebliches Gewicht besessen hat. Die vollrechteckige Form des Fundamentes läßt sofort an einen gallorömischen Vierecktempel denken. Daß sie nicht streng quadratisch ist, spielt dabei keine Rolle. Es gibt zahlreiche Beispiele von leicht rechteckigen Tempeln. Ich verweise nur auf den Tempel 23 auf Schönbühl in Augst¹⁰ oder die Tempel von Ursins und auf der Engehalbinsel bei Bern¹¹.

Der gallorömische Vierecktempel bestand bekanntlich aus einem kubi-schen, in der Regel einräumigen und massivgebauten Zentralhaus, der Cella, in der das Götterbild stand, und einer ringsum laufenden Säulenlaube oder Porticus mit Pultdach. Dieses schloß so an die Cellawände,

¹⁰ R. LAUR-BELART, Führer durch Augusta Raurica, 3. Aufl., 71, Abb. 27.

¹¹ F. STAEHELIN, Die Schweiz in römischer Zeit, 3. Aufl., 570, Abb. 176, 4 und 7.

daß darüber noch Raum genug für kleine Fenster blieb, die das Tageslicht auf das Götterbild leiteten. Eine große Türe öffnete sich auf der Mittelachse nach Osten, wo, *vor* dem Tempel, der Altar stand. Der Tempel war immer nach Osten, d. h. nach Sonnenaufgang gerichtet, er war orientiert.

In unserem Falle muß erst die Frage erörtert werden, ob die vorhandene Plattform nur die Cella getragen oder auch für den Umgang ausgereicht habe. Da die Masse der Ziegel außerhalb derselben lagen, suchten wir zunächst nach Pfostenstellungen in einem gewissen Abstand von der Fundamentkante. Es war aber nichts derartiges zu finden. Auch zeigte sich hier kein Gelniveau, sondern die Ziegel lagen, wie oben ausgeführt, direkt auf oder teilweise im Schwemmsand und hatten Gefälle gegen die Maag. Der Umgang muß sich also *auf* der Fundamentplatte befunden haben. Der Grund dazu ist leicht einzusehen. Die Stelle war schon zur Römerzeit Überschwemmungen ausgesetzt. Der Tempel mußte also möglichst hoch, d. h. auf ein solides Podium gestellt werden. Wie hoch es war, ist schwer zu sagen, jedoch mindestens 1 m; denn so groß ist die Höhendifferenz zwischen dem höchsten Punkt des erhaltenen Fundamentes und der Ziegelschicht im Nordteil von S. 7. Die Wasserspiegelschwankung des Walensees beträgt heute 3,5 m. Sie kann mit derjenigen der Römerzeit natürlich nur bedingt verglichen werden, da die Linthkorrektion günstigere Abflußverhältnisse geschaffen hat. Vor zweitausend Jahren dürfte die Schwankung eher größer gewesen sein, so daß die Höhe des Podiums auf etwa 2 m geschätzt werden kann.

Ein weiteres Problem stellen uns die Eckvorsprünge nach Osten und Westen. Sie sind atypisch. Wohl gibt es da und dort Fundamentverstärkungen wie z. B. beim Tempel in Ursins, an einer Cellaecke des Tempels von Avenches¹² oder beim neugefundenen Tempel auf Sichelien in Augst. Die unsern richten sich aber nur auf eine Seite, sehen also eher wie Fundamente für Strebepfeiler aus. Immerhin ist darauf hinzuweisen, daß die Blocklage in S. 24, an der Nordwestecke, sich in die Breite zieht (T. III d). Ich glaube deshalb, daß es zwei Erklärungen für diese Erscheinung gibt: Entweder trugen die Vorsprünge Strebepfeiler oder sie deuten kurze Treppen an, die von Ost und West auf das Podium führten. Baustatisch zwar wären solche Strebepfeiler unbegründet; denn beim gallorömischen Tempel liegt das Hauptgewicht bei der Cella und verteilt sich zudem

¹² F. STAEHELIN, a. a. O., Nr. 3.

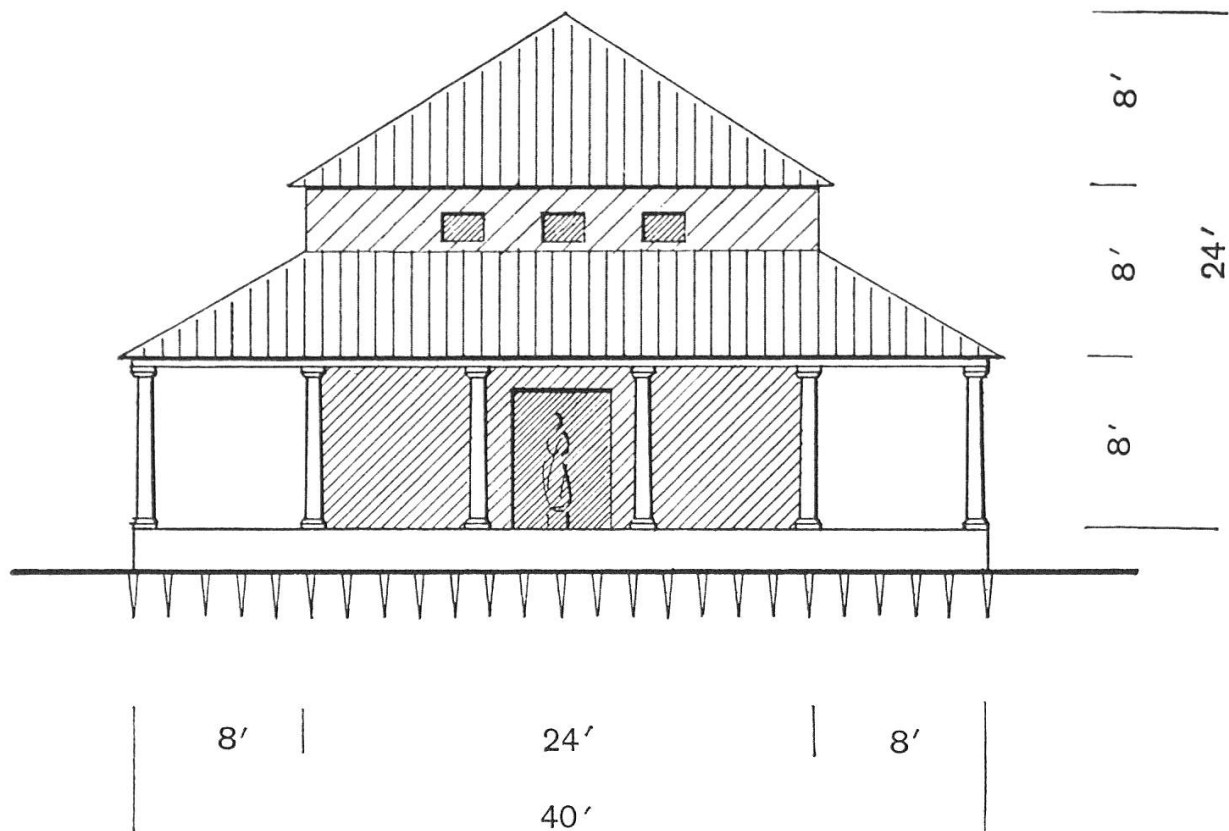


Abb. 6 Hüttenböschcn. Rekonstruktionsversuch des Tempels mit dem Einheitsmaß von 8 röm. Fuß, nach R. Laur-Belart.

ringsum gleichmäßig. In unserem Falle aber könnte es sich um Verstrebungen gegen den Winddruck handeln. Wer weiß, mit welcher Gewalt der Föhn durch das langgestreckte Tal des Walensees herunterbrausen kann, wird einen solchen Erklärungsversuch nicht abwegig finden. In diesem Falle würden an den Ecken der Porticus keine Säulen, sondern gemauerte, nach außen schräg abwärts verstärkte Pfeiler zu denken sein. Ziehen wir die Treppenlösung vor, so können wir noch etwas vom Podium zur Treppe rechnen und kommen damit auf eine rein quadratische Form des Umganges.

Nicht abgeklärt ist die *Lage des Altars*. Er ist, der Regel folgend, auf der Mittelachse östlich des Tempels zu suchen. Soweit wir den Platz vor dem Podium untersuchen konnten, war keine Spur mehr davon zu finden. Es ist möglich, daß sein Fundament durch den neuzeitlichen Entwässerungsgraben zerstört worden ist.

Was die *Datierung* anbetrifft, so geben uns einzig die Ziegel den Hinweis, daß der Tempel zwischen 50 und 150 n. Chr. erbaut worden sein dürfte. Benutzt wurde er sicher vom 2. bis ins 4. Jahrhundert. Die Zer-

störung wird im Zusammenhang mit der Christianisierung zu Beginn des Mittelalters erfolgt sein, worauf die Ruine als Steinbruch diente.

Wenn wir nun noch den Versuch unternehmen, den *Proportionen des Aufbaus* nachzuspüren, so gehe ich von der festliegenden Breite des Podiums von 12 m aus, das der runden Zahl von 40 römischen Fuß zu 29,6 cm (gleich 11,84 m) entspricht. Eine weitere Voraussetzung ist die Forderung, daß die Ostfront eine ungerade Zahl von Intercolumnien (Säulenzwischenräumen) aufweisen muß, damit die Türe in der Mitte der Cella, vom Altar her gesehen, nicht von einer Säule durchschnitten wird. Teilen wir z. B. die 40' durch 5, so bekommen wir eine Einheit von 8' oder 2,37 m, was gerade eine passable Höhe für die Laube eines kleineren Tempels ergibt. Mit 8' würden aber auch die Stellung der Säulen (von Mitte zu Mitte der Säulen gerechnet) und die Breite des Umganges bestimmt. Für die Cella blieben dann noch, wie Abb. 6 zeigt, 24' im Quadrat, also das Dreifache des Intercolumniums. Rechnen wir nun bis zur Firsthöhe des Celladaches ebenfalls 24' und teilen die Höhe durch 3, was wieder 8' ergibt, so erhalten wir eine gut proportionierte Aufteilung der beiden Dächer und eine Dachneigung von 30°, was den Anforderungen des römischen Daches recht gut entspricht.

Ein Wort sei auch noch über die Orientierung des Tempels gesagt. Die Westostachse weicht von der astronomischen Ostrichtung um rund 38° nach Süden ab, d. h. sie überschreitet den Sommer-Sonnenwendepunkt etwas. Eine genaue astronomische Messung vorbehalten, möchte ich das dahin deuten, daß der Tempel nach dem längsten Tag orientiert war, wobei sich die Abweichung so erklärt, daß hier der Sonnenaufgang durch den dazwischenliegenden Kerenzerberg verzögert wurde.

Die Deutung als Tempel unterstützen die aufgefundenen Tierknochen, wie Frau Prof. Schmid oben S. 17 ff. ausführt. Hirsch, Elch und Bär können ohne weiteres als Opfertiere angesprochen werden. Das Pferd mag zum Antransport derselben von der Landseite her gedient haben; doch spricht die relative Häufigkeit der Pferdeknochen eher für Pferdeopfer.

Eine weitere Stütze erhält meine Deutung durch die Ausgrabungen, die Benedikt Frei auf der Insel Ufenau im oberen Zürichsee durchgeführt hat und die ebenfalls zur Entdeckung eines gallorömischen Vierecktempels geführt haben¹³. Wie er mir freundlicherweise schreibt, ruhen dort die

¹³ L. BIRCHLER, Die Ufenau und ihr gallorömischer Tempel, in Neue Zürcher Zeitung, 9. Nov. 1958, Nr. 3277. — Derselbe, Die Grabungen auf der Ufenau 1958, in: Jahresbericht der Ritterhaus-Vereinigung Uerikon-Stäfa 1958, 5 ff.

beiden gut gemauerten Quadrate ohne Fundamentplatte, jedoch mit schmalen Vorfundamenten, auf dem soliden Molassesandstein und weisen eine Seitenlänge von 7,3 m und 17,9 m auf. Das läßt sich auf 24' und 60' umrechnen. Mit andern Worten: Das äußere Quadrat ist um die Hälfte größer als das Podium von Hüttenbösch (40'), und das innere entspricht genau der Cellabreite, die ich unabhängig von Freis Fund für Hüttenbösch errechnet habe. Eine architektonische Verwandtschaft scheint hier also vorzuliegen.

Die Bedeutung des Tempels auf Hüttenbösch

Sowohl der Tempel auf der Ufenau wie derjenige auf Hüttenbösch liegen an der großen Verkehrsader von Augst über Vindonissa und Zürich nach Chur und über den Julier-(Septimer-)Paß nach Chiavenna und Mailand. Die beiden eingeschalteten Seen, der Zürich- und der Walensee, boten auf der einen Seite die willkommene Möglichkeit des Wassertransportes, bedrohten die Reisenden aber auch bei Sturm und Gewitter mit mancherlei Gefahren. Sie wurden darum unter den besonderen Schutz gallorömischer Götter gestellt, wie ja auch die Straßen schlechthin unter Götterschutz standen, was die Funde von Statuen-Inschriften der Pferd Göttin Epona und des Mercurius längs den Verkehrsrouten oder die Jupiterheiligtümer auf den Paßhöhen zur Genüge beweisen¹⁴. Welcher Gottheit unser Tempel geweiht war, bleibt vorläufig im Dunkeln. Daß keine einzige Votivgabe, keine Inschrift gefunden worden ist, darf uns nicht überraschen. Hat doch auch der große Tempelbezirk von Petinesca bei Biel, der mindestens 9 Tempel und Kapellen umschloß, keine Votivgaben hergegeben¹⁵. So gründlich wurden diese Tempel ausgeräumt.

Der Fund einer Merkurstatuette aus Bronze bei Ziegelbrücke, auf die F. Legler verweist, könnte vielleicht einen Hinweis geben, doch möchte man am See eher eine Wassergottheit erwarten. Da unsere gallorömischen Wassergottheiten noch wenig bekannt sind, wäre es besonders erwünscht, den Gott oder die Göttin des Tempels auf Hüttenbösch kennen zu lernen. Eine vollständige Durchgrabung des umliegenden Geländes und des alten Maaglaufes nördlich des Tempels könnte unter Umständen einen aufschlußbringenden Fund ergeben.

Verlockend wäre es, aus den Opfertieren, dem Hirsch, dem Elch und

¹⁴ F. STAEHELIN, a. a. O., 344, 516 ff., 533 ff.

¹⁵ F. STAEHELIN, a. a. O., 571, Abb. 177.

dem Pferd, auf die Gottheit zu schließen. Wenn ich aber daran erinnere, daß im griechisch-römischen Kulturkreis der Hirsch der Artemis-Diana geweiht war und es bei den Kelten einen eigentlichen Hirschgott, den Cernunnos¹⁶, gab, wird man es mir nicht verargen, wenn ich angesichts dieses weitgespannten Kreises auf einen Deutungsversuch verzichte und es lieber sähe, wenn man erst die Gottheit bestimmen und ihr dann die Opfertiere zuweisen könnte. Beim Pferd wird man natürlich gerne an Epona denken; doch sind bis jetzt Beweise für Pferdeopfer in Epona-Heiligtümern bei uns nicht bekannt geworden¹⁷.

Der gallorömische Vierecktempel ist in seiner Verbreitung streng auf das altgallische Gebiet, d. h. auf Frankreich und Westdeutschland bis zum Rhein und auf Britannien beschränkt¹⁸. In diesem Zusammenhang wird die Entdeckung eines derartigen Tempels am Westende des Walensees von besonderem Interesse. Hier lief ja die helvetisch-rätische Grenze vorbei. Unser Tempel war also auch ein Grenzheiligtum und verkündete dem aus den rätischen Bergen herunterziehenden Wanderer schon von weitem, daß er sich dem helvetischen und damit dem gallischen Tiefland nähere. Dem Reisenden, der in Walenstadt das Schiff bestieg, diente er als winkendes Ziel und als tröstliche Hoffnung, daß die Schrecken der Gebirgs- welt endgültig überwunden seien. Wer umgekehrt nach Süden zog, der schloß hier mit der Gottheit durch ein saftiges Opfer eine Reiseversicherung *pro itu et reditu* ab¹⁹.

So wie zur Zeit des Kaisers Augustus das römische Militär die Grenze am untern Walensee mit drei befestigten Wachtposten schützte, so anvertraute man später diesen von der Natur begnadeten, historisch so bedeutsamen Flecken Erde dem Schutze der Götter.

¹⁶ A. GRENIER, *Les Gaulois*, 1945, 346 f. und Pl. XI, unten, und Pl. X, Kessel von Gundestrup.

¹⁷ H. KOETHE, *Die keltischen Rund- und Vielecktempel der Kaiserzeit*, in 23. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1933, 18, erwähnt Opfer von Hirschgeweihe und Pferdeschädeln im Quellheiligtum der Icovellauna und des Merkur in Sablon bei Metz. Vgl. auch JAN DE VRIES, *Keltische Religion*, 1961, 172 ff. über den Hirschkult, 180 ff. über den Pferdekult, 114 über den Bärenkult, und 116: «Alles Wasser ist den Kelten heilig, auch die Seen». — Nicht unerwähnt gelassen sei in diesem Zusammenhang, daß nach de Vries, a. a. O., 125 der Festtag der Epona in die Zeit um den 24. Dez. fiel. Man könnte sich also fragen, ob der Tempel auf Hüttenböschchen unter Umständen nicht ein Götterpaar beherbergte und sowohl nach dem längsten als auch nach dem kürzesten Tage orientiert war. In diesem Falle stünde die Ergänzung von zwei Treppen gegen Westen und Osten im Vordergrund.

¹⁸ H. KOETHE, a. a. O., 10 ff.

¹⁹ Vgl. HOWALD und MEYER, *Die römische Schweiz*, 218, Nr. 85.